

Verängstigt sah sie um sich: Regen prasselte aus schweren Gewitterwolken, die langsam von der Dämmerung verschluckt wurden. Die enge Gasse war menschenleer, die Fenster der Häuser finster. Ein brandiger Geruch war allgegenwärtig. Vor wenigen Tagen hatte ein Feuer in Teilen der Stadt gewütet, erst der Regen hatte ihm Einhalt geboten. Trotzdem war die Furcht der Bewohner ob eines alles verschlingenden Feuers nicht so groß wie die Furcht vor dem, was vor der Stadt lauerte.

Helene blickte auf ihr Kleid hinab. Der bräunliche Stoff war oberhalb des linken Knies aufgerissen. Ihre Beine schmerzten, ihr Kopf tat ihr weh, aber im Augenblick konnte sie auf sich keine Rücksicht nehmen – durfte keine Rücksicht nehmen. Zu viel stand auf dem Spiel.

Sie rappelte sich auf, raffte ihren Rock und lief wieder los, als wäre der Leibhaftige persönlich hinter ihr her.

Hätte Helene Ackermann auch nur im Entferntesten geahnt, was sie alsbald anrichten würde, so wäre sie wohl sitzen geblieben und hätte das Grauen, das die Stadt zu verschlingen drohte, einfach über sich ergehen lassen.

Am Ende der Gasse zeichnete sich der wuchtige Umriss der Klosterkirche von Deutz immer deutlicher gegen den Gewitterhimmel ab, gleich einem gesichtslosen Monstrum, das immer größer wuchs, je näher man ihm kam.

Helenes Lungen schmerzten, das Atmen fiel ihr mit jedem Zug schwerer. Nur noch ein wenig durchhalten, dann habe ich es

geschafft, dachte sie, gleich bin ich bei ihr –

In diesem Augenblick hüllte sie eine dichte Staubwolke ein. Holzsplitter, Fassadentrümmer und Glasscherben schnitten durch die Luft und ließen Helene doch scheinbar unberührt. Sie taumelte, dann hörte sie einen dumpfen Knall – die Belagerer begannen wieder mit der Beschießung der Stadt.

Eine warme Flüssigkeit trat aus ihrer Schläfe, wurde vom herabpeitschenden Regen über ihre Wange gespült und vom Saum ihrer Haube aufgesogen. Achtlos strich Helene über die Wunde, während sie versuchte, durch den Staub, der sie immer noch umgab, etwas zu erkennen. War die Gasse noch passierbar?

Nur Augenblicke später hatte der Regen die Sicht geklärt: Ein Stück Fassade, groß

wie ein Scheunentor, war aus dem oberen Geschoss des Fachwerkhauses vor ihr gerissen worden und lag versprengt in der Gasse. Die Häuserzeile erschien Helene wie ein Wurm, dem man ein Stück aus dem Leib gebissen hatte. Dann drangen die Schreie eines Mannes aus der Bisswunde.

Helene wischte sich die Haare aus dem Gesicht und schob sie unter die blutgetränkte Haube. Ohne die Schreie zu beachten, lief sie über die Trümmer hinweg, der Klosterkirche entgegen.



»Macht auf, ich flehe euch an!«

Immer wieder pochte Helene an das schwere, mit einem eisernen Gitter verstärkte Eingangstor des Marienklosters.

Ihre geballte Faust schmerzte, ihre Kräfte schwanden.

Sie hielt inne, lauschte – nichts, nur das Rauschen des Regens. Niemand schien sie zu hören. Stumm blickte die Mauer, die das Wehrkloster umgab, auf Helene herab.

Plötzlich begannen die schweren Glocken der Klosterkirche zu läuten, kündeten vom Anbruch des Abends. Normalerweise konnte man nun das Tagwerk ruhen und im Kreise seiner Lieben oder in der nächsten Branntweinstube den Tag ausklingen lassen. Normalerweise ...

Wie schnell sich doch alles ändert, dachte Helene, und wie schnell man sich an solch eine Veränderung anzupassen vermag. Was gestern noch undenkbar, war heute schon Gewohnheit. Und doch war es ihr, als würde ihr mit jedem Glockenschlag die Kehle ein